

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 132.

Donnerstag, 10. Juni.

1916.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(9. Fortsetzung.)

Reintinalroman von Reinhold Ortmann.

Heinrich Wendriner war ganz warm geworden, und Grevenberg, der es nicht gewagt hatte, ihn zu unterbrechen, fühlte sich aus Höflichkeit verpflichtet, zu sagen, daß er schon beim ersten Anblick die Empfindung gehabt habe, Fräulein Hanna müsse eine außergewöhnliche junge Dame sein, eine Auserwählte, die ihm einen dankbaren Händedruck Heinrich Wendriners eintrug.

„Sawohl — außergewöhnlich im besten Sinne des Wortes, ein Schatz für ihre schwergeprüften Eltern und ohne allen Zweifel ein köstliches Kleinod für den Mann, dem es gelingt, ihre Liebe zu gewinnen. Vorläufig freilich“ — und er verzog die Lippen zu einem bitteren Lächeln — „brauchen wir wohl kaum zu fürchten, daß man sich darum drängen werde, sie uns zu entführen. Ein armes Mädchen — Sie wissen ja, mein lieber junger Freund, was das heutzutage bedeutet. In einem Jahr aber — und vielleicht auch schon früher — dürfte es damit wieder anders aussehen. Denn ich gehöre glücklicherweise nicht zu den Leuten, die sich so leicht vom Schicksal unterkriegen lassen. Selbstvertrauen und Elastizität — das ist es, worauf es im Leben ankommt, mein lieber Herr Grevenberg! Ich habe von beidem genug, um mich wieder in die Höhe zu arbeiten. Wie die Dinge augenblicklich liegen, fehlt es mir nur noch an einem Kapitalisten, mit dessen Hilfe ich meine Ideen ausführen kann. An dem Tage, wo ich einen Menschen finde, der mir hunderttausend Mark zur Verfügung stellt, habe ich meinen Fuß wieder auf der Leiter. Und ich wende meine fatalen Erfahrungen nicht umsonst gemacht haben. Binnen Jahresfrist garantiere ich meinem Teilhaber eine halbe Million.“

Er war mit lebhaften Bewegungen im Zimmer auf und niedergegangen, während er vor seinem ehemaligen Mitgefangenen dies glänzende Zukunftsbild entrollte. Daß Paul Grevenberg keine Erwiderung hatte, schien ihn zu befremden, denn er blieb plötzlich vor ihm stehen.

„Sie trauen mir das nicht zu, nicht wahr? Es kommt Ihnen komisch vor, wenn ein Mann in meiner Lage davon spricht, daß er innerhalb weniger Monate hunderttausende erwerben werde?“

„Durchaus nicht, Herr Wendriner. Als Kaufmann weiß ich gut genug, welche Wunder Scharfblick und Energie auf geschäftlichem Gebiete zu verrichten vermögen. Es ist traurig für mich, daß ich nicht über die Summe verfüge, deren Sie für den Anfang benötigen.“

Heinrich Wendriner antwortete nicht. Für einen Augenblick sahen sich die beiden Männer in die Augen, dann aber war es, als könne Paul Grevenberg den messerscharfen Blick des anderen nicht ertragen, denn er schaute zur Seite, und ein verlegenes Lächeln, das eigentlich durch nichts motiviert war, irrte über sein Gesicht.

Es entstand ein längerer Schweigen, seltsam genug nach den aufgeregten Reden, die noch eben in überströmendem Wortschwall von Heinrich Wendriners Lip-

pen geflossen waren. Dann öffnete sich die Tür, und Hannas schlankte Gestalt erschien auf der Schwelle.

„Ihr Zimmer ist bereit, Herr Grevenberg; wollen Sie mir erlauben, es Ihnen zu zeigen?“

Er folgte ihr bis an das Ende des langen Korridors in der Erwartung, daß auch ihr Vater mitgehen würde. Aber Wendriner blieb im Wohnzimmer zurück, und zum zweiten Male war er mit Hanna allein. Sie hatte vor ihm eine Tür geöffnet und war zuerst in das kleine schmale Gemach eingetreten, dessen einziges Fenster auf einen ziemlich engen Hof hinausging.

„Sie werden sich behelfen müssen“, sagte sie. „Hoffentlich finden Sie den Raum nicht allzu beschränkt.“

„Es ist mehr, als ich brauche“, versicherte er. „Aber es fehlt mich in Verlegenheit, zu denken, daß ich Ihnen Mühe und Unbequemlichkeiten verursacht habe.“

Mit derselben ernststen Miene, die er vorhin während des Klavierspiels an ihr beobachtet hatte, schüttelte sie den Kopf. „Ich hatte keine Mühe davon. Und dann — es ist doch unser Geschäft.“

Es gefiel ihm, daß sie das so ruhig sagte, ohne alle Bitterkeit und ganz ohne Bitterkeit. Und doch war vielleicht kaum mehr als ein Jahr vergangen, daß sie davon geträumt hatte, an der Seite eines glänzenden Offiziers die Herrin eines üppigen Haushalts und die Königin rauschender Feste zu sein. Nein, ein alltägliches Geschöpf war sie sicherlich nicht, und es mußte wohl der Mühe wert sein, sie näher kennen zu lernen.

„Wenn Sie irgendwelche Wünsche haben, brauchen Sie nur nach dem Mädchen zu klingeln“, fuhr sie fort. „In einer halben Stunde ungefähr dürfen wir Sie wohl zum Essen rufen.“

Damit ging sie hinaus, und Paul Grevenberg ärgerte sich, daß er ihr so gar nichts Gescheites zu sagen gewußt. Eine halbe Stunde später aber hatte er sie schon vergessen, denn seine Gedanken verloren sich in eine ganz andere Richtung, sobald er einen Blick in den Wandspiegel geworfen hatte, aus dem ihm ein fahles, höhlwanges Gesicht wie das Antlitz eines wildfremden Menschen entgegenschaut.

Siebentes Kapitel.

Der warme Sonnenglanz eines der letzten schönen Herbsttage lag über dem freundlich am Bergeshang aufgebauten Städtchen. Die Luft war mild und köstlich wie im August, aber die Wipfel der Bäume, die überall zwischen den roten Ziegeldächern hervortauchten, hatten sich schon bunt verfärbt, und unter den Füßen des jungen Mannes, der eilig eine der höher gelegenen, steil ansteigenden Straßen hinstreift, raschelten die welken Blätter.

Da oben standen nur noch einige Landhäuser, von denen beinahe jedes das Buen Retiro eines aus dem geräuschvollen Treiben der nahen Großstadt hierher geflüchteten pensionierten Offiziers oder Staatsbeamten war. Südsche Gärten umschlossen die weißschimmernden

den Willen, und wenn man sich rückwärts wandte, ge-
noß man einen sehr anmutigen Ausblick über das Ge-
wirr spitzer Giebelwälder, die sich da unten scheinbar
regellos durcheinander schoben, und weiterhinauf über fast
grüne Wiesen und bräunliche Stoppelfelder.

Aber der junge Mann dachte nicht daran, hinter sich
zu schauen. Er mochte das malerische Panorama des
Städtchens, in dem er nun schon zwei Jahre als Arzt
praktizierte, zur Genüge kennen, und sein Interesse
war offenbar in diesem Augenblick anderen Dingen zu-
gewandt. Während er an den ersten Häusern vorüber-
gegangen war, ohne ihnen einen Blick zu schenken, ver-
langsamte er, als er bis an das Gartengitter der letzten
Villa gekommen war, merklich seinen Schritt und spähte
aufmerksam durch das schon kahl werdende Gezweig
der Hecke, die sich als ein Schutzwall gegen indiscrete
Augen manns hoch hinter der eisernen Einfriedigung
erhob.

Sein hübsches Gesicht erhellte sich, als er fand, was
er gesucht. In einem kleinen halboffenen Pavillon, un-
gefähr zehn Schritte von dem ziemlich einfachen Hause
entfernt, saß ein junges Mädchen, eine Handarbeit auf
dem Schoße, aber den Blick gedankenverloren in die
unbestimmte Ferne gerichtet.

Die sonnige Wärme des schönen Herbsttages mochte
sie einmal auf ihr Lieblingsplätzchen hinausgelockt
haben, und nur in der Hoffnung, daß es so sein werde,
hatte Doktor Georg Rutherford den weiten Umweg durch
die Plantagenstraße gemacht.

„Guten Morgen, Fräulein Martha!“ rief er hin-
über. „Fürchten Sie nicht, sich hier draußen zu er-
kälten?“

Sie war beim Klang seiner Stimme ein wenig zu-
sammengeschrien. Aber auf ihrem anmutigen Gesicht
lag ein freundliches und wohl auch freundiges Lächeln,
als sie es ihm zuwandte. „Guten Morgen, Herr Dok-
tor! Nein, ich fürchte mich gar nicht. Sie wissen ja,
daß ich gegen dergleichen ziemlich unempfindlich bin.
Wohin aber führt Sie denn Ihr Weg in aller Frühe
hier hinaus?“

„Ich habe einen Besuch auf der Oberförsterei zu
machen. Aber es ist nicht sehr eilig. Wenn Sie mir
erlauben wollten, auf einen Augenblick einzutreten —“

„Aber dazu brauchen Sie doch nicht erst um Erlaub-
nis zu fragen. Allerdings müssen Sie zunächst mit mir
fürlieb nehmen, denn Papa ist noch nicht von seinem
Morgenspaziergang zurück.“

Es hatte nicht den Anschein, als ob Doktor Rutherford
sich durch diese letzte Mitteilung besonders unangenehm
berührt fühlte. Jedenfalls hatte er es sehr eilig, die
Gartentür zu öffnen und sich dem Pavillon zu nähern.

Ohne aus ihrem Schaukelstuhl aufzustehen, reichte
ihm Martha von der Hecke die Hand. „Bitte, nehmen
Sie Platz. Erzählen Sie mir etwas, aber etwas recht
Lustiges — ja?“

„Es ist leider meine schwächste Seite, Fräulein
Martha, an der Sie mich fassen. Mit meinem Er-
zählertalent ist es, wie Sie wissen sollten, herzlich schlecht
bestellt. Aber warum müßte es denn auch gerade etwas
Lustiges sein?“

„Weil ich glaube, daß mir eine kleine Aufseiterung
not tut. Ich war gar nicht sehr vergnügt, Herr Doktor,
als Sie mich durch Ihren freundlichen Zutritt über-
raschten.“

Sie hatte das alles leicht hin und in halb scherzen-
dem Tone gesprochen, aber er glaubte auf ihrem Ge-
sicht zu lesen, daß sich etwas sehr Ernsthaftes dahinter
verbarg. Ja, wenn ihn nicht alles täuschte, hatte sie
sogar geweint.

Darum war ein Klang warmer und herzlichster Teil-
nahme in seiner Stimme, als er entwiderte: „Wenn
man mit zwanzig Jahren an einem so wunderschönen
Tage nicht vergnügt und glücklich ist, muß man sehr
triftige Ursachen für seine Verstimmung haben. Es ist
doch hoffentlich nicht der Gesundheitszustand Ihres
Herrn Vaters, der Ihnen von neuem Sorge macht?“

Das junge Mädchen bewegte verneinend den Kopf.
„Er versichert mir nämlich, daß er sich seit dreißig Jahren
nicht mehr so wohl gefühlt habe wie jetzt. Auch wird
er nicht müde, Sie als einen Wundertäter zu preisen,
— Nein, das ist es nicht.“

Er rückte ihr ein wenig näher und beugte sich vor,
um ihr mit forschendem Blick in die großen blauen
Augen zu sehen, die heute etwas so sonderbar Milde
und Träumertisches hatten. „Aber es gibt doch eine
bestimmte Ursache? Wenn sie den Arzt nichts angeht,
darf dann vielleicht der Freund sie erfahren?“

„Ach, es ist gar nichts Geheimnisvolles. Ich möchte
fort von hier, Herr Doktor, möchte mir draußen in der
Welt irgendeine Tätigkeit suchen, die mich zu einem
nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft macht.
Ich kann es nicht mehr ertragen, nutzlos und untätig
in dieser dumpfen Kleinstadtenge dahin zu leben. Mir
ist manchmal, als müßte ich darin ersticken.“

Das Antlitz des jungen Arztes hatte sich beschattet.
Es mußte etwas in den Worten Marthas gewesen sein,
das ihm wehgetan hatte. „Freilich, es ist hier nicht sehr
unterhaltend“, sagte er; „aber glauben Sie denn, daß
Ihr Herr Vater Sie würde entbehren können?“

„Ich wage es allerdings kaum, ihm davon zu
sprechen, obwohl ich überzeugt bin, daß er unter der
Obhut der alten Babette gut genug aufgehoben ist, um
mich nicht zu vermissen. Vielleicht, wenn ich einen recht
günstigen Augenblick wähle, gelingt es mir doch, seine
Einwilligung zu erhalten.“

(Fortsetzung folgt.)

== Lesefrucht. ==

Die Abschätzung und Tragweite eines militärischen Sieges
in dem Momente, wo er erfochten wird, ist eine der schwierig-
sten Aufgaben der Politik. Bismarck.

„Wie ich zu einem Paar neuer Strümpfe kam.“

(Originalbericht.)

— — — Gestern war ich in M., um für unsere Abteilung
Fernsprengeräte, die im Laufe des Krieges unbrauchbar ge-
worden waren, umzutauschen. Nachdem man nun schon über
10 Monate nichts wie zerstörte Dörfer, von Granaten aufge-
ziffene Felder gesehen hat und selbst fast täglich dem Granat-
und Schrapnellfeuer unserer lieben Nachbarn ausgesetzt ist,
packt einen doch auch mal die Sehnsucht, wie mag es hinten
wohl aussehen, wo auch in Feindesland geschäftiges Leben pul-
siert. Gestern morgen vor Tag von unserm primitiven
Strohlager (ich hätte bald gesagt, „heraus aus den Federn“;
aber das sind himmlische Begriffe, zu denen Du Dich, deutscher
Krieger, nicht versteigen darfst). Den Kopf, Brust und Arme
in einem Stalleimer gebadet (Waschschalen gibt's hier auch
nicht), rasch ein wenig Kaffee gekostet, dazu ein kernig Stück
K-Brot, und fort zur Bahn, die 14 Kilometer hinter uns führt.
Man muß schon so früh gehen, wenn der Nebel noch über Tal
und Hügel liegt, denn wenn die Sonne erst über Schwarz,
weiß, rot und blau, weiß, rot scheint, dann Gnade dem, der sich
aus seiner Dunkelkammer herauswagt, 1, 2, 3 kommt
ein niedliches Schrapnell geflogen, so etwa 12 Zentimeter mit
60 Pfund Gewicht und sendet von oben (von wo ja bekanntlich
alles Gute kommt), feine blauen Bohnen und Sprengstücke auf
den Ahnungslosen herab. Die Franzosen haben es in Bezug
auf Treffsicherheit bereits zur Meisterschaft gebracht!

Wie sonderbar, daß sich der Mensch an alles gewöhnt.
10 Monate ist man nun schon ohne Eisenbahn ausgekommen,
und es hat auch so gegangen. Am Bahnhof sahen wir zwei
Kameraden das erste weibliche Wesen wieder, eine unserer
lieben roten Schwestern, die in einem der zehn Lagertische
beschäftigt war. Letztere Büge stehen dauernd bereit für den
Fall eines Angriffs, um dann kostbare, deutsche, traurige Daff
in sich aufzunehmen und behutsam der lieben Heimat ent-
gegenzurollen. Doch nicht mit Traurigem will ich Sie, gnädig-
es Fräulein, beschäftigen, sondern Ihnen erzählen, wie ich zu
einem Paar neuer Strümpfe kam. 8 Uhr 20 Min. rollte der
D-B., ja sogar solche rollen durch Frankreichs sonnige Auen,

in den Bahnhof und brachte uns nach einstündiger Fahrt durch blühende Felder, grüne Wälder, durch Feinereit von den Franzosen gesprengte Tunnel nach N., einem Etappenort, von wo die Armee mit allem, was zu des Lebens Nothdurft gehört, versehen wird. Nachdem wir unseren Auftrag erledigt und unseren inneren Menschen wieder in die Reihe gebracht hatten, gingen wir auf den Bummel, um diesen freien Tag auch ordentlich zu kosten, zumal gehörig frische Luft zu genießen. Viele französische Geschäfte haben ihre Tore wieder geöffnet. Deutsche Zeitungverkäuferinnen preisen das Neueste in Wort und Bild an. Unter Aufsicht unserer braven Bandführer reinigen französische Gefangene die Straßen, bezw. bessern solche aus. Überall Militär! Vor den Lagereiten können sich Reichverwundete, gehen geschäftige Notekreuzschwestern auf und ab, trösten hier und helfen dort. Zum Mittag ein Keller kräftiger Erbsensuppe mit einem Glas köstlichen Biers in einem deutschen Gasthaus. Nebenbei war eine Verteilungsstelle für Liebesgaben, wie ich feststellte. Es ist ja fast ungläublich, aber leider nur zu wahr, daß es noch Abteilungen gibt, die von dem unendlich vielen, was fleißige Liebe Hände für uns hier draußen gearbeitet haben, auch noch nicht das Geringste erhalten haben. Wie viel tausend Waggons mögen schon nach Frankreich gekommen sein, aber bis jetzt haben wir Telegraphisten, wenigstens unser Zug, noch nichts bekommen. Wir sind ein zu verschwindend kleiner Teil in dem Großen. Aber das schadet ja auch nichts, wir sind gottlos gesund und freuen uns, wenn andere sich freuen, die oft mit Liebesgaben überhäuft sind. Wir haben uns auch noch nicht gemeldet, aber stets unsere oft sehr schwere Pflicht erfüllt. Unten will ich Ihnen eine kleine Episode aus den Offenkämpfen erzählen, wie's einem im Felde ergehen kann. Nun, also mal zusehen, was das für Liebesgaben waren. Wo wir stets vernachlässigt sind, trieb uns mehr die Neugierde, als der eheliche Wille, etwas zu bekommen. Aber ehe wir uns versahen, hatte man uns je 1 Hemd, 1 Unterhose, 1 Paar Strümpfe, einige Zigarren und ein Stück Kernseife eingepackt. Wir haben uns angesehen und uns gefragt, wie ist denn das möglich. Hat's Christkind uns Gaben beschert? Fast jubelnd zogen wir mit unserem Gut ab, und bald brachte uns der Zug wieder nach vorn, dahin, wo, wie es in einem Liede heißt, "die Kanonen steh'n". Zu Hause angelangt, wurde erst eine gründliche Befestigung unserer Schätze vorgenommen. Beim Anfaßen der Strümpfe fühlte ich das Papier knistern, auf der Sie Ihre Adresse niedergeschrieben haben. Lassen Sie sich von einem deutschen Krieger allerherzlichsten Dank sagen für die Liebe und den Fleiß, die Sie auf die Anfertigung der Strümpfe verwendet haben. Seien Sie versichert, daß wir hier draußen angespornt werden, auch weiterhin unsere Pflicht zu tun, am ehesten zu siegen oder zu sterben. Mag's kommen, wie es will, der grimmige Tod ist schon so oft in unserer nächsten Nähe gewesen, daß wir ihn nicht mehr fürchten, sondern ihn als etwas Natürliches ansehen, was der Krieg mit sich bringt. Nun sitzen wir wieder in unserem Keller und harren der Dinge, die da kommen sollen. Unsere Telegraphenstation befindet sich ebenfalls unter der Erde; denn, was die Franzosen uns hier an Granaten täglich zu kosten geben, das ist unbeschreiblich; zurzeit 200 bis 400 Stück pro Tag. Gott sei Dank, brauchen unsere lieben deutschen Frauen und jungen Mädchen dieses Geulens, Pfeifens, Säusens und Strachens nicht anzuhören, denn auf solche Töne sind ihre schwachen Nerven nicht gefest. — Als in den Ostertagen uns die Franzosen angriffen mit einem Artilleriefeuer, wie wir es nie zuvor gehört hatten, da wurde auch unser liebes Haus, in dem wir schon 3 Monate gehaust hatten, von zwei Granaten getroffen. Wir saßen trotz des immensen Feuers und der dicht vor, hinter und neben uns einschlagenden schwersten Granaten friedlich beim Kaffee, da mit einemmal, — was war das? Ein Geulen, Zischen, Krachen splittender Wästen, einströmender Wände, ein Aufdruck, der einem den Atem raubte, ein Augenblick höchster Spannung, und bang, bang, es stürzt ein Teil der Decke ein, ein entsetzlicher Knall, stinkender, schwarzer Rauch dringt durch die zersplitterte Klüftung zu ebener Erde, eine Staubwolke umhüllt noch vorläufig alles! Kein Fenster mehr heil, ein Bruchteil einer Sekunde, tausende Granatsplitter, und alles ist still, nur drängen kracht und heult es weiter. Da mit einemmal wieder bums, bums, und schon sitzt auch das zweite Geschöß in unserem Hause, alles verheerend, alles zerstörend und zerstörend. Wie schnell wir in den Keller gekommen sind, können Sie sich nicht vorstellen. Wir befühlten uns, ob wir noch heil und ganz, vor allem, ob wir noch den Kopf oben hatten. Na, der war noch da, und un-

ten im Keller haben wir uns noch amüsiert, daß den Herren Franzosen unser kostbares Leben so an der Nase vorbeigezogen war. Ich glaube, die waren neidisch, daß wir trotz allen Geschweißes so ruhig beim Kaffee saßen, und wollten sie uns den Kuchen mit Schlagzahn dazu liefern. Na, das ist ihnen vorbeigelungen. Allerdings machten wir abends sehr lange Gefächter; denn alles war zerstört. Keller und Kassen hätten wir ja auch wo anders herbekommen, aber Butter, Kondensmilch, Käse, Wurst, Brot, Kaffee, Fleisch, Konserven, alles war fort. Nun war guter Rat teuer. 14 Tage haben wir von Kaffee und trockenem Brot gelebt, bis uns unsere Bienen mit neuen Lebensmitteln versehen hatten. Ähnlich, wenn auch nicht so schlimm, ist's uns schon öfter ergangen, mais que faire, c'est la guerre. Mit Gottes Hilfe hoffe ich, diesen entsetzlichsten aller Kriege gut zu überstehen.

Ihr ergebenster Karl W.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Psychologie der Kriegshunde. Die Psychologie der Hunde, die bekanntlich in diesem Kriege beim Sanitätsdienst vielfach Verwendung finden, ist immer noch ein sehr unstrittenes Gebiet. Nach der Ansicht von Gaget-Souplet, der im „Journal de Psychologie“ einen Artikel über die Kriegshunde veröffentlicht, war man bisher zu sehr geneigt, ihre geistigen Fähigkeiten bei der Ausführung ihres Humanitätsdienstes zu überschätzen, und aus dieser psychologischen Erkenntnis entspringen viele Irrtümer bei der Dressur. Der Mönch Lugon, Prior vom Großen St. Bernhard, war der erste, der die Hunde als eine Art von Schutzhunden hinstellte, die eifrig an den Bergflammen entlang laufen, um verschüttete Reisende zu suchen. In Wirklichkeit zeigen sie den Mönchen, die ihnen immer dicht folgen, nur an, daß ein Mensch unter dem Schnee liegt, wie etwa auch ein Schwein den Ort angibt, wo Kartoffeln vergraben sind. Dasselbe gilt für die Legende der Pfundländer-Retter. Diese Hunde haben viel Sinn für das Rapportieren; man entwickelt diesen Sinn, indem man allerlei Gegenstände ins Wasser wirft; dieses Spiel macht ihnen schließlich so viel Spaß, daß man schon gesehen hat, wie sie Kinder, die sie eben gerettet hatten, wieder ins Wasser brachten. Dieses Beispiel zeigt, daß die Hunde von dem Bewußtsein ihrer Retterfähigkeit nicht durchdrungen sind. In keinem Augenblick ihrer Abriechung kann man bemerken, daß sie verstehen, ja selbst nicht, daß sie gehorchen, „anders wie der Stein, der, indem er rollt, dem Befehl der Schwerkraft gehorcht.“ Das gelegentliche Aufstehen des Verwundeten ist zu kurz, um ihnen derartige Vorstellungen zu übermitteln. Alle normal veranlagten Hunde können für den Sanitätsdienst abgerichtet werden. Von einer natürlichen Begabung für diese Aufgabe kann nicht die Rede sein. Es gibt zwei Arten von Anregungen bei der Dressur, die eine hat eine unmittelbare Wirkung, wie die Lockspeise, die angezogen, und der Schlag, der entfernt. Die andere, die indirekt wirkt, muß nach und nach an Stelle der ersteren gesetzt werden; es sind die Bewegungen, Worte, Pfeife, die zu Signalen werden. Damit das Tier sich über die Übereinstimmung klar werde, beginnt man damit, die beiden Mittel gleichzeitig zu gebrauchen, man ruft z. B. „auf“ im selben Augenblick, in dem man einen Fisch auf den Felsen wirft. Oder vielmehr man ruft ein wenig vorher; denn wenn man nachher ruft, vollzieht sich die Vorstellungsverbindung nicht. Dieses vorbeugende Signal ist es, das die Öffnung auf Belohnung und die Furcht vor Strafe entstehen läßt. Im Anfang verläßt der Herr seinen Hund, der durch einen Gehilfen gehalten wird, und legt sich hinter eine Hecke. Dann befiehlt der Gehilfe „Los“ und läßt das Tier laufen. Sobald es sich dem Pseudo-Verwundeten nähert, bekommt es von ihm ein Stück Zucker, und so setzt sich bei dem Hund die Erinnerung fest, daß das Finden des Verwundeten die Gelegenheit zu einer Belohnung bietet. Nach und nach entfernt sich der Lehramtmeister immer weiter und verstreut sich in immer größerer Entfernung, während das Tier sich daran gewöhnt, aufzuspielen und das Terrain zu durchstreifen. Eine der Schwierigkeiten ist es, den Sanitätshund an die Explosionen zu gewöhnen. Man erreicht es durch dieselbe Art der Dressur. Man führt das Tier an der Leine in die Nähe des Schießplatzes und bringt es freudig immer näher. Die Abkühlung der Angst durch die Gewöhnheit genügt nicht immer. In diesem Fall gibt man ihm im Augenblick, wo ein Kanonenschlag ertönt, Futter. Der Hund gewöhnt sich, es zu essen; aber nach einigen Wiederholungen wird der Knall für ihn zum Signal des Festmahls, und er nimmt es

mit Vergnügen zu sich. Sehr wesentlich ist es, daß man die Pestenfolge der Eindücke nicht ungeschickt unterbricht. Ein Hundeliebhaber, der von dieser Dressur gebürt hatte, feuerte, während der Hund ab, einen Schuß ab. Er rief so eine nervöse Krise hervor, die sich immer beim Anblick der Butterschüssel wiederholte. Sein unglücklicher Schüler fraß über einen Monat nur aus der Hand, die Butterschüssel war für ihn die Ankündigung eines fürchterlichen Anfalles geworden.

Die deutschen Musiker und Dichter in Acht und Bann. Die französische Gesellschaft der dramatischen Dichter und Komponisten und die Gesellschaft der Dichter, Komponisten und Musikverleger haben den Ausschluß der deutschen und österreichischen Mitglieder beschlossen, und Louis Schnerber, der sich früher immer als großer Wagner-Apostel und Verehrer der deutschen Musik gegeben hat, feiert im „Gaulois“ diese „Tat patriotischer Würde“. Der Ehrenpräsident der ersten Gesellschaft Paul Ferrier stellte den Antrag auf Ausschluß, weil „die Deutsch-Österreicher von der Menschheit in Acht und Bann erklärt“ wären, und sein Antrag wurde einstimmig angenommen. Als Mitglieder werden angeführt: Rudolf Berger, Paul Rinde, Eisenberg und Felix Weingartner, dessen Ausschluß aber schon im Oktober erfolgt ist, nachdem er den Aufruf der geistigen Führer Deutschlands an das neutrale Ausland unterschrieben hatte. Aber der Ausschluß dieser Mitglieder der französischen Gesellschaft genügt Louis Schnerber noch nicht. „Die Werke von Jahrbach, Gungl und Johann Strauß, allen diesen Komponisten von Tanzmusik, die seit langer Zeit Bürgerrecht bei uns hatten, sind in Zukunft unerwünscht und werden das Feld unseren Musikern freilassen“, erklärt er, aber wer weiß, ob die tangfrohe Jugend Frankreichs damit immer einverstanden sein wird. Zur zweiten Gesellschaft der französischen Dramatiker und Komponisten gehören Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann, Engelbert Humperdinck, der „Londondichter Max Klinger“ (1) und Siegfried Wagner, die sich auch des Verbrechens schuldig gemacht haben, jenen Aufbruch zu unterschreiben; ferner Behar, Leo Fall, Oskar Strauß, Hermann Vahr, Leopold Kämpff, Frank Wedekind und Hugo v. Hofmannsthal. Kurz, „alle die Künstler und Schriftsteller, die an der geistigen Eroberung unseres Landes arbeiten, sind fortan zu ihren Mitschuldigen verbannt.“ Wenn dieser Beschluß der französischen Dichter und Komponisten die erwünschte Folge haben sollte, daß der Kantienstrom, der sich alljährlich nach Frankreich ergoß, nach dem Abbruch der Beziehungen für alle Zeiten versiegt sein würde, so ist sehr zu befürchten, daß der Stolz der Herren nicht von allzu langer Dauer sein wird.

Die „allbritische“ Puppe. Die Engländer sind eifrig bestrebt, die deutschen Puppen, die bisher die Spielzimmer ihrer Kinder beherrschten, durch englische zu verdrängen. Im Anfang des Krieges, als viele Frauen und Mädchen arbeitslos geworden waren, gründeten zwei Damen, um ihnen zu helfen, in Stoke-of-Trent eine Puppenanfertigungsstätte, zunächst im bescheidenen Umfang, die sich später in die „Englische Spielzeug-Gesellschaft“ verwandelte. Jetzt werden in der Fabrik wöchentlich 1000 Puppenköpfe und 300 ganze Puppen fertiggestellt. Der „Daily Telegraph“ hebt hervor, daß alle Teile der Puppen dort hergestellt werden, sogar die Augen, die die größten Schwierigkeiten machen. „Die Augen sind wunderbar lebendig und zeigen einen großen Fortschritt gegenüber dem, was bisher in England angefertigt wurde. . . Sie nähern sich schon sehr den deutschen Mustern.“ Um zu beweisen, was die englische Industrie leisten kann, ist jetzt eine Puppe für die Königin Mary gearbeitet worden, die sie als Geschenk der Frauen und Mädchen der Fabrik entgegennehmen will. „Diese Königin unter den Puppen ist etwa 2 Fuß hoch und ist die erste große Puppe, die in Stoke-of-Trent hergestellt wurde. Sie hat die blauen Augen und die flachblonden Haare, die die Kinder so lieben, aber die Gesichtszüge sind echt englisch und der Gesichtsausdruck wirklich wundervoll. In den Händen der Puppe, die ein wahres Wunderwerk der Modellierkunst sind, befinden sich Grübchen.“ Die Puppe der Königin hat ein Kleid von feinstem weißer Seide, das von einer blauschwarzen Schärpe umgürtet ist, durchbrochene weißseidene Strümpfe und weiße Schuhe mit silbernen Schnallen. Kurz vor ihrer Vorstellung bei Hofe fuhr diese glückliche Königin unter den Puppen von London noch einmal mit ihrer Hofdame nach Stoke-of-Trent zurück, um noch den letzten Salonschliff zu erhalten.

Die Pariser „Lachmühle“. Die Kriegs- und Kämpfungsatmosphäre scheint auf den Pariser Witz nicht gerade anregend zu wirken. Immerhin fehlt es nicht an krampfhaften Versuchen, die Lachmuskeln der Pariser in Bewegung zu setzen. In welcher gewalttätiger und nicht gerade sehr geistvoller Art dies geschieht, schildert uns ein Berichterstatter des „Journal des Débats“: „Mühen, wenn sie nicht gerade Wassermühen sind, pflegen gewöhnlich auf Hügel zu stehen. Doch die, von der ich hier sprechen will, ist anspruchsvoller und steht im Montmartre; kein Windesfäufeln geht schmeichelnd über ihre Flügel. Ein Türwächler ist die einzige Maschine; die Besucher sind die treibende Kraft. Das Innere ist mit dem größten Luxus ausgestattet. Die Tapeten und Gardinen tragen Delfter Malereien, ein von berühmten Malern gemalter Fries bedeckt die oberen Wände mit einer friesischen Landschaft. Es ist keine gewöhnliche Mühle, und das soll dem Publikum durch folgende Inschrift klar gemacht werden: „Hier wird Lachen gemahlen.“ Das spärliche Publikum setzt sich ganz nach Behagen in die wundervollen Sessel, es erkennt in den Lagen Sänger, die jetzt keine Beschäftigung haben und nur gekommen sind, ihren Kollegen Beifall zu zollen. Mitten in diese Heiterkeit hinein klingt das Röhren eines Gongs, unter den fürchterlichen Schlägen erzittert die Bühne, Agamemnons Zepter würde keine heftigere Stille hervorrufen, und anstatt des Königs der Könige sieht man einen Herrn im Jacketanzug auftreten, der, die Hände in den Taschen, das melancholische Lied von der „Katerne“ singt, jenem traurigen Bräutigam, das, von einem Lampenschirm beschattet, die letzte Spur der Lichtstadt bewahrt. Die Dunkelheit von Paris gibt den Dichtern neuen Stoff. Durch die Reichen des Publikums geht ein sichtbareres Schauer, als er mit fürchterlicher Tragik ausruft: „Gott, wie finster war es.“ Doch als er von den Zepellinen erzählt, bricht die Lustigkeit wieder hervor. Bei diesem Namen wird alles heiter. Er erzählt ausführlich die Geschichte von dem Pariser, der beim ersten Trompetenstoß in den Keller flüchtet, während seine Frau ihm von der Treppe aus beruhigend zuruft: „Es ist nur der Kesselflicker!“ Eine Nummer, die sich nicht auf den Krieg bezieht, findet sehr viel Beifall. Einer der Mitwirkenden bringt einen Tisch herbei, einen grünen Teppich und eine Karaffe. Mit malitioser Ruhe kündigt er an, daß er einen neuen Schläger vorbringen wird, der sich „Vortrag“ bezeichnet. „Um einen Vortrag zu halten“, sagt er, „braucht man drei Dinge: einen Gegenstand, einen Vortragenden und Publikum. Wenn eins davon fehlt, ist ein Vortrag so wenig möglich wie ein Dreieck, dem eine Seite fehlt, und wenn es auch nur die kleinste wäre.“ Er erzählt von dem Elefanten, den er Vierfüßler benennt und in zwei Arten einteilt, die weißen und die grauen, die man an der Farbe erkennen kann. Man findet dieses Tier in Menagerien, seltener in den Wäldern. Sie gefangen zu nehmen, ist nicht schwer. Man nähert sich dem Elefanten, wenn er schläft. Dieser Dickhäuter ruht, wie die Sperlinge, die Pfoten in der Luft. Man legt einen Strohhalm, der ein wenig mit Vogelleim beschmiert ist, darauf; wenn der Elefant aufwacht, bleibt er daran hängen.“ Ein Lied „Liebe und Lebensmittel“ führt uns plötzlich in die Wirklichkeit zurück. Das von Jean Dehmon verfaßte Gedicht scheint einer Schöpfung Verlaines nachgeahmt zu sein und beginnt:

„Nimm Blume, Früchte, Blätter, Zweige
Und dann mein Herz, das nur für dich schlägt.“

Ein Brief, der von einem „Naturforscher“ D. an Frau B., „unserer liebe Frau vom Gemütsstand“, gerichtet ist, veranschaulicht die profane und poetische Seite des Lebens in folgender Weise:

„Damit Sie mein gedenken ja nur stets,
Immer mein gedenken und immer wieder denken,
Send' ich den Heinen Braten heut von unterwegs,
Auch wohl Sardinen, Serringe, will ich Ihnen schenken,
Weilhalb ist's Schweizer Käse, den Sie mir geschickt,
Warum muß't dieser sein, den Sie für mich wählten?
Weil seine großen Augen bliden unverwandt,
Sich in die Ihre senken und erzählen.
Weil Sie mir sandten einen Gruß,
Der von Jartgefühl so ganz durchstränkt,
Schick' ich eine Kalbslunge nun zum Genuß,
In die ich meine Bärtlichkeit versenket.“